



Inszenierung „The Last Virgin“: Selbstmordattentäterin träumt von 70 Liebhabern

BÄRBEL HÖGNER

SCHAUSPIEL

# Theater in Zeiten des Terrors

Die voreilige „Idomeneo“-Absetzung hat die deutschen Theatermacher unbeeindruckt gelassen. Sie denken gar nicht daran, einzuknicken, sondern berserkern munter weiter, blasphemisch, wüst und witzig. Eine Bestandsaufnahme.

Es ist Freitagnachmittag, in vier Stunden soll die Vorstellung beginnen, und Daniel Nicolai hat ein Problem. Der Intendant des „English Theatre“ in Frankfurt am Main sorgt sich um seine Schauspieler, die heute Abend wieder „The Last Virgin“ aufführen sollen, eine wüste Farce, in der Juden, Christen und Muslime gleichermaßen durch den Kakao gezogen werden und sich am Ende eine junge Selbstmordattentäterin in die Luft sprengt.

An einem normalen Abend hat das Theater vielleicht 50 Besucher. Aber heute wird kein normaler Abend sein, denn ein Kamerateam des arabischen TV-Senders al-Dschasira hat sich angekündigt. „Heute“, das hat der Intendant seinen Schauspielern erklärt, „werden 50 Millionen arabische Zuschauer unsichtbar bei uns im Publikum sitzen“, und er hat sie ge-

fragt, ob sie das Stück trotzdem spielen wollen.

Ja, sie wollen spielen, sagen Ben und Gil, die Juden, sagt der Muslim Ham und auch Géhane, die die palästinensische Selbstmordattentäterin gibt. Gerade in Zeiten des Terrors, gerade nach der Absetzung der „Idomeneo“-Oper in Berlin. Die Kunst muss frei sein, da sind sich alle Beteiligten einig.

Wie frei? Sehr frei: Ein kurzer Dialog zwischen einem Engel und Allah wird als Puppenspiel im Spiel mit sprechenden Socken improvisiert.

Der Intendant Nicolai gibt sich gelassen an diesem Nachmittag. „Wenn die BBC bei uns willkommen ist, können wir doch nicht sagen, al-Dschasira darf nicht rein.“ Er ist sich seiner Verantwortung für die Mitarbeiter bewusst und hat sich vorbehalten,

den Termin notfalls in letzter Minute abzusagen. „Wenn da so ein paar Fundamentalisten auftauchen, müssen wir uns das noch mal überlegen.“

Die Bedenken verflüchtigen sich, als wenig später das Fernsteam kommt. Wer bei al-Dschasira an finstere Fernsehprediger denkt, liegt beim Deutschland-Korrespondenten Husam Chadat falsch. Der Mann hat mit Anke Engelke gefilmt und Thomas Bernhard ins Arabische übersetzt! Ein Intellektueller und Filmemacher, der in Damaskus Schauspiel und in München Regie studiert hat.

Chadat ist skeptisch: „Die Sexszenen können wir natürlich nicht zeigen.“ Was soll, was darf er einem arabischen Millionenpublikum an Bildern aus dem wüsten Theaterstück zumuten? Auf der Bühne wird vergewaltigt, gemordet, gekotzt.

Für Liebhaber deutschen Regietheaters nichts Neues, aber nun ist es die religiöse Symbolik, die eine ganz neue Landschaft der Reizbarkeit aufgeschlossen hat. Plötzlich gibt es wieder eine Ahnung davon, dass Zeichen ernster genommen werden könnten, als es in den simulierten Sandkasten-Welten des Regietheaters üblich war.

In Frankfurt – und nicht nur dort – geht man trotzdem in die Vollen. Ein Darsteller spielt mit einem Slip, auf dem der Davidstern und eine palästinensische Flagge prangen. Juden werden als „Esel“ bezeichnet und Araber als stinkend verhöhnt.

Die Selbstmordattentäterin willigt in den Märtyrertod ein in der Hoffnung, im Himmel von 70 männlichen Liebhabern empfangen zu werden – der Feminismus hat die Terrorszene eingeholt. Sie träumt von männlichen Gliedern „so hoch wie der Davidsturm in Jerusalem, so hart wie die eisernen Tore von Gaza, so lang wie die Ölpipelines in Saudi-Arabien“.

Das Stück schließt mit dem Monolog der Selbstmordattentäterin im Sprengstoffgürtel. Eine Explosion donnert durchs Theater. Der Vorhang fällt. Höflicher Applaus im Saal.

Sprengstoff Gott. Wüst und brutal bringt das Theater den Aberwitz der neuen Religionskriege auf die Bühne. Im Programm-

keine Hasspredigten gegen die Theaterleute. Vom Main bis Mekka Windstille. Alle schwiegen.

Bis auf eine: Es war die Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in Frankfurt, die einen wütenden Protestbrief an Oberbürgermeisterin Petra Roth schrieb und verlangte, das „antisemitische, antiisraelische“ Stück solle „so schnell wie möglich von der Bühne“ verschwinden.

Ein schlechter Vorschlag in diesen Zeiten robuster Kunstbehauptung und Einschüchterungsresistenz, weshalb der Zensurversuch im Sande verlief.

Rekapitulieren wir: Neuenfels' Regieeinfall, die abgeschlagenen Köpfe von Poseidon, Buddha, Mohammed und Jesus zu präsentieren, war wohl der idiotischste Einfall, den man seit der Erfindung von Toast Hawaii nur haben konnte, und das allererste Opfer hieß dabei nicht Mohammed, sondern Mozart.

Nun gibt es aber überhaupt kein Gesetz gegen Idiotie. Im Gegenteil. Grausamkeiten und Idiotien, so argumentiert die zivile Gesellschaft, gehören zur Kunstfreiheit. Und bevor sie auch nur anfangen will, über religiöse Gefühle und deren Kränkungen zu reden, muss sie erst einmal fordern, alle Waffen niederzulegen.

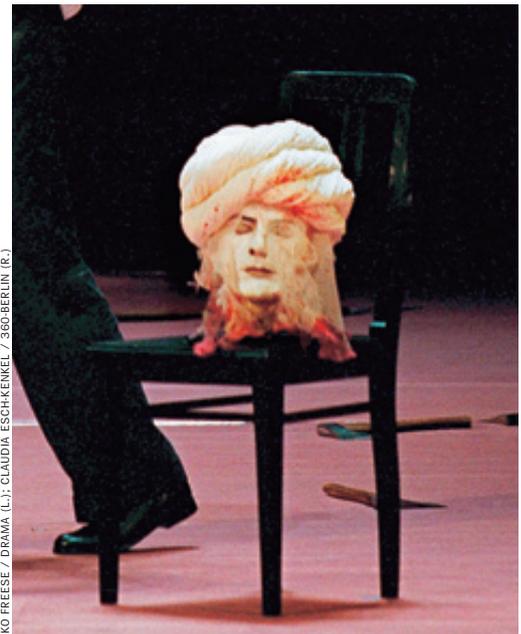
Danach, so sagt diese Gesellschaft, können wir über alles reden, auch darüber,

Turbane am Fließband zeigt und wohl nie so wertvoll war wie heute.

Das Thalia Theater in Hamburg zum Beispiel zeigt derzeit den obersten Gotteskrieger als betrunkene Witzfigur: Osama Bin Laden, von einer Marionette gespielt, verkündet den Bewohnern der westlichen Zivilisation mit Geifer in der Stimme das nahe Ende und ist dabei nur eine dämliche Kasperlfigur.

Der Dramatiker Thomas Jonigk hat ein Stück namens „Liebe Kannibalen Godard“ geschrieben, das, von Stefan Bachmann mit derber Komik in Szene gesetzt, auf ganz intelligente Art das Schreckensszenario aus Jean-Luc Godards Film „Weekend“ in die Gegenwart holt: eine Gesellschaft im Kriegszustand, in der die Angst vor dem Terror dazu führt, dass plötzlich in jedem Menschen der Mörderinstinkt erwacht.

Einknicken? Das Gegenteil ist der Fall: Im „Tartuffe“ von Dimiter Gotscheff, der im Sommer bei den Salzburger Festspielen Premiere hatte und nun in Hamburg zu sehen ist, schneidet der Titelheld am Ende der Mutter des Hausherrn Orgon die Kehle durch. Dass er ein Ausländer und Ausgestoßener sei, hat der frömmelnde Eindringling in dieser mit Texten von Heiner Müller aufgemotzten Version der Molière-Komödie schon zuvor angedeutet, nun



Thalheimer-Inszenierung „Orestie“, Neuenfels-Inszenierung „Idomeneo“: Grausamkeiten und Idiotie gehören zur Kunstfreiheit

heft danken die Theaterleute einem Kriminaloberkommissar vom Polizeipräsidium Frankfurt, Abteilung Staatsschutz. Er hat sein Wissen über Sprengstoffgürtel zur Verfügung gestellt. Einfühlung in Zeiten des Terrors.

„Wir hatten nur bei den ersten Auführungen Polizei hier und einen Sprengstoffhund“, sagt Nicolai. Doch das habe sich bald als unnötig herausgestellt. Keine Proteste wütender Muslime, keine Demos,

dass es auch bei uns Menschen gibt, die sich gekränkt fühlen könnten über Neuenfels' Kindereien – schließlich wird auch Jesus der Kopf abgeschlagen.

In der Zwischenzeit aber beleidigen die Theaterleute all die, die um des Glaubens willen töten wollen, und sie tun es so laut und unbekümmert wie möglich. Ja, wenn auf irgendetwas Verlass ist auf deutschen Bühnen, dann ist es der lustvolle Irrsinn des Regietheaters, das nun explodierende

ritz er ratzfatz einen Menschenhals durch – und sagt, bei ihm zu Hause nenne man diesen Schnitt „das Lachen der Lämmer“. Woher der Mann genau kommt, bleibt unklar, aber dass er Nordafrikaner respektive Araber ist, kann als sicher gelten: Dieser Schlächter-Tartuffe ist kein Komödienheld, sondern eine Killermaschine ohne menschliche Regung.

Weder in Salzburg noch in Hamburg regte sich Empörung über Gotscheffs Ar-

beit, was manche journalistische Beobachter beinahe bedauernd vermerken: Ob „Dschihadisten nicht ins Sprechtheater“ gingen, fragte etwa die „Süddeutsche Zeitung“ ironisch.

Auch in München mochte sich keiner erregen über den Muslim namens Jusuf, der durch das von Franz Xaver Kroetz inszenierte Stück „Servus Kabul“ (geschrieben von Jörg Graser) taumelt und zwangsweise Schweinebraten in den Mund gestopft bekommt. In Christoph Schlingensiefs jüngstem Berliner Spektakel „Kaprow City“ durfte das Publikum Karussell fahren in einer blutverkrusteten Riesentrommel, in der unter anderem Bilder der halbzerfetzten Köpfe der Saddam-Husseinsöhne Udai und Kussei gezeigt wurden, was nicht bloß arabischen Betrachtern als wenig pietätvoller Akt gelten muss.

Eine europaweite Provo-Allianz etabliert sich da gegen die Gotteskrieger: In Edinburgh, Barcelona und Gent hat man Michel Houellebecqs „Plattform“-Roman dramatisiert: In dem beleidigt der Held den Islam als „dümmste und verbrecherischste aller Religionen“.

Nicht aus einer ungläubigen Außenwelt, sondern von Musliminnen selbst stammen die obszönen und hassgeladenen Zoten, die im Stück „Schwarze Jungfrauen“ in Berlin, Castrop-Rauxel und Hannover auf der Bühne präsentiert werden. Die Autoren Feridun Zaimoglu und Günter Senkel haben Monologe junger, in Deutschland lebender muslimischer Frauen gesammelt und zu einem wüsten, bedrückenden Hassgesang aneinandergereiht.

Es gebe „eine Menge von völlig gestörten Frauen“, bei denen „ich es gut finde, dass sie unterdrückt werden“, sagt eine der Protagonistinnen. „Mein Islam ist mir geblieben / die Dschihadfront steht / ich bin schwer für Dschihad“, heißt es an anderer Stelle, in Sexfragen aber herrscht eine verblüffende Lottermoral: „Ich bin die Irre vom Dachboden, die man nur in aller Heimlichkeit in den Mund ficken darf, und das ist wunderschön“, berichtet eine muslimische Rollstuhlfahrerin.

Die „Schwarzen Jungfrauen“ bieten Aufklärung auf eine rüde, direkte, auch ein bisschen altmodische Art, und vielleicht spricht es nicht nur für das deutsche Theater, dass ein Stück wie das von Zaimoglu und Senkel so wenig beachtet über die Bühnen rauscht: Der permanente Tabubruch ist auf Deutschlands Theaterbrettern nun einmal längst die schiere Routine – und in dieser Routine begegnet man auch Aufführungen, die brisanten Stoff bieten könnten für große gesellschaftliche Debatten, mit achselzuckendem Gleichmut.

Nur wenigen Künstlern scheint bewusst zu sein, wie schnell es vorbei sein könnte mit der eingeschliffenen Toleranz. „Den Fanatikern sind unsere Überlegungen völlig egal, das macht die Sache so prekär“, sagt Martin Kušej, scheidender Salzburger

Schauspielchef. „Mit einer Maschinenpistole am Kopf oder einem Selbstmordattentäter im Publikum sieht die Sache ganz anders aus. Gott sei Dank sind wir davon noch weit entfernt.“ Noch also ist der Mut ziemlich gratis, noch muss er nicht mit dem Leben bezahlt werden.

Von tödlicher Raserei und rettungsloser Einsamkeit infolge religiöser Verblendung handelt die aufregendste, fast einhellig gefeierte und intellektuell durchtriebenste Aufführung dieses deutschen Theaterherbstes. Michael Thalheimers „Orestie“ im Deutschen Theater Berlin zeigt Glaubensfanatiker im Blutausch. Nur weil sich droben im Himmel die Götter in den Haaren liegen (nämlich Zeus und Apollon), schlachten sich die Menschen unten auf der Erde (etwa Orest und seine Mutter Klytaimestra) gegenseitig ab.

Im rasenden Schnelldurchlauf von 100 Minuten (die dreiteilige „Orestie“ dauert



**Inszenierung „The Last Virgin“**  
*Permanenter Tabubruch*

bei anderen Regisseuren gern fünf Stunden) lässt Thalheimer seine Darsteller Innereien zerquetschen und Kleider zerfetzen, Geilheit simulieren und Kehlen zu drücken.

„Tun, leiden, lernen“, lautet die stets aufs Neue gebrüllte Devise in dieser absolut humorlosen, noch im kargen Nicht-Bühnenbild auf klassische Einfachheit zielenden Turbo-Tragödie. Der einzige Lernerfolg des Orest, der am Ende halbnackt und aufs schlimmste besudelt an der Holzwand entlangkriecht, besteht in seiner Abwendung von den Göttern.

Angesichts der mit eigener Hand aufgehäuften Leichenberge, so lautet Thalheimers Pointe, wird selbst der durchgeknallteste Religionsterrorist an seinem Glauben irre.

MALTE HERWIG, WOLFGANG HÖBEL,  
MATTHIAS MATUSSEK